

Hailey Winter



Weltensfeuer

Königsmord

Hailey Winter
Königsmord

Die Autorin

Hailey Winter ist das Pseudonym der Thriller-Autorin Saskia Berwein. Geboren 1981, aufgewachsen in der Nähe von Frankfurt am Main, folgt sie bereits seit ihrer Jugend dem Altmeister des Horrors Stephen King, der sie einst zum Lesen und schließlich zum Schreiben brachte. Es entstanden zahlreiche Kurzgeschichten, Novellen und Romane, überwiegend beheimatet in der (dunklen) Phantastik. Nach ihrem Durchbruch im Spannungsssegment erblicken nun auch diese Werke das Licht der Welt.

Mehr Infos:

www.hailey-winter.de

www.facebook.com/saskiaberweinhaileywinter

www.instagram.com/saskiaberwein_haileywinter

Hailey Winter

Königsmord

Weltenfeuer

Band 1

Fantasy-Epos



Kuneli Verlag

Originalausgabe Juni 2024
Kuneli Verlag, Forstweg 8, 63165 Mühlheim am Main

Copyright © 2024 Kuneli Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage (Juni 2024)
Redaktion: Christoph Möbius, Janine Pavel-Hamp
Cover & Satz: Kuneli Verlag, 63165 Mühlheim am Main
Unter der Verwendung von Bildmaterial von Shutterstock.com
Printed in Germany
ISBN 978-3-948194-22-2
www.kuneli-verlag.de

1

Nur wenige Wolken zogen über den Himmel. Die beiden Monde spendeten gemeinsam mit Myriaden von Sternen düsteres Licht. Jenseits der Palastmauern lag friedlich Narima, die Hauptstadt des Reiches und der Alvarün. Immer mehr Lichter in den Fenstern erloschen, so dass die Häuser und Hütten nur noch schemenhaft zu erkennen waren. In weniger als einer Stunde würden sich nur noch die Wachposten der Garde und die Gasthäuser von der Dunkelheit abheben.

Maynara genoss den warmen Wind, der durch ihre Kleider und ihre Haare fuhr. Die Ranken, die seit Jahrhunderten an den Türmen des Palastes emporwuchsen, raschelten leise. Die mit Dornen besetzten Gewächse wurden nur zurückgeschnitten, wenn sie Fenster und Türen zu überwuchern drohten und umrahmten den Balkon. Die dreifarbigigen Blüten leuchteten sanft und erzeugten auf den Mauern ein unvergleichliches Licht- und Farbenspiel.

Es war eine stille und von der Natur beherrschte Nacht. Das Konzert der Grillen wurde vom Wind aus den Palastgärten bis zu Maynara hinaufgetragen. Ab und zu sah sie schemenhaft in der Dunkelheit einen Nachtfalter oder einen kleinen Vogel am Schloss vorbeiziehen. Die Stadt selbst lag ruhig und schon beinahe lautlos da.

Maynara stand gerne noch Stunden nach Sonnenuntergang auf dem Balkon und blickte auf die Stadt und die sich bis zum Horizont erstreckenden Wiesen hinab. Die Welt um sie herum

schien eine tiefe Ruhe auszustrahlen, die ein Gefühl von Frieden in ihr erzeugte. Doch heute Nacht konnte sie die erhoffte Ruhe nicht finden.

Ihr Vater, König und amtierender Herrscher von Azariel, hatte noch spät nach ihrer Schwester geschickt. Sie hatte ihren Vater das letzte Mal so ernst und in sich gekehrt gesehen, als ein über Monate hinweg wütendes Feuer fast die gesamten Felder und Ernten im Südwesten zerstört hatte. Das lag allerdings bereits Jahrzehnte zurück und ihr war nichts zu Ohren gekommen, das ihren Vater erneut so sehr belasten konnte.

Sie grübelte bereits seit über einer Stunde, fand aber keine Erklärung für seine Stimmung. Auch fand Maynara keinen Grund dafür, warum er seine Sorgen nur mit ihrer älteren Schwester teilen sollte.

Ihre Schwester Jorina würde nach dem Ableben ihres Vaters den Thron besteigen. War es eine Angelegenheit, die damit zu tun hatte? Ihr Vater erreichte bald sein siebenhundertvierzigstes Lebensjahr. Spürte er, dass er nicht mehr lange zu leben hatte? War die Zeit gekommen, Jorina einen Teil der Verantwortung und verpflichtungen zu übertragen?

Maynara liebte ihre Schwester nicht. Misstrauen und Hass verbanden sie und Jorina seit ihrer Kindheit. Ihrer Schwester fehlte es an Ehre, Stärke und den meisten anderen Eigenschaften, die einen Herrscher der Alvarün ausmachen sollten. Sie war sich im Klaren darüber, dass ihr nach der Machtübernahme ihrer Schwester schwere Zeiten bevorstehen würden, denn selbst Verwandtschaft bedeutete ihrer Schwester nichts.

Maynara spürte eine Träne auf der Wange, als sie an ihre Mutter zurückdachte. Es war nunmehr dreißig Jahre her, dass man sie des Verrats beschuldigt und überführt hatte. Die Beweise waren erdrückend gewesen, aber weder Maynara noch ihr Vater

hatten den Anschuldigungen geglaubt. Nur Jorina hatte ihre Mutter für schuldig befunden und war eine treibende Kraft in dem Verfahren gewesen.

Ihr Vater war an die Gesetze des Reiches gebunden und die Jahrhunderte alten Schriften kannten nur eine Strafe für Verrat. Nur im Falle von Zweifeln konnte der König die Strafe mildern oder den Beschuldigten freisprechen. Ihr Vater hatte damals unzählige Untersuchungen und Nachforschungen eingeleitet, da er der Überzeugung gewesen war, dass sich die notwendigen Zweifel finden würden.

Doch nachdem die Garde selbst nach mehreren Wochen intensiver Prüfungen keinen einzigen brauchbaren Gegenbeweis gefunden hatte, war ihr Vater vom Hochadel und auch von einigen seiner Berater unter Druck gesetzt worden. Jorina hatte sich auf deren Seite geschlagen und ihm immer wieder vorgehalten, wie belastend die Beweise gegen ihre Mutter waren. Letztlich war ihm kein anderer Ausweg mehr geblieben und er hatte das Todesurteil unterzeichnet.

Maynara wischte die Träne fort und sah auf die silbrig schimmernde Flüssigkeit hinab, die über ihr Handgelenk rann. Noch heute war sie fest davon überzeugt, dass irgendjemand die Intrige gegen ihre Mutter gesponnen hatte, um sie aus dem Weg zu räumen. Wer auch immer dahinter steckte, derjenige hatte Erfolg gehabt.

Welche Rolle Jorina dabei gespielt hatte, hatte Maynara nie in Erfahrung bringen können. Obwohl sie sich immer wieder in Erinnerung rief, dass ihre Abneigung gegen ihre Schwester sie zu voreiligen Schlüssen trieb, war sie noch immer davon überzeugt, dass Jorina an den Vorfällen nicht unschuldig war.

Die Gründe blieben ihr allerdings nach wie vor verschlossen, denn vom Tod ihrer Mutter hatte Jorina in keiner Weise profitiert

und die beiden Frauen hatten immer ein sehr gutes Verhältnis zueinander gehabt. Trotzdem gab es nichts, das Maynara diese Zweifel überwinden oder vergessen machen lassen konnte.

Jorina war sich dessen ebenfalls bewusst.

2

Sie hatte sich Zeit gelassen, nachdem ihr Vater sie hatte rufen lassen. Jorīna hatte einige Vorbereitungen treffen müssen und hatte genügend Zeit darauf verwendet, sich zurecht zu machen. Das Rot ihres Kleides passte zu dem blassen Grün ihrer Augen und sie hatte passenden, aber nicht zu aufdringlichen Silberschmuck angelegt.

Zufrieden bemerkte sie die Blicke, die ihr die beiden Gardisten nachwarfen, die den Zugang zu den Gemächern ihres Vaters bewachten. Sie war sich ihrer weiblichen Vorzüge und ihrer Wirkung auf Männer nur allzu bewusst, die nicht zuletzt durch die bekannte Tatsache genährt wurde, dass sie noch ohne feste Bindung war. Selbstverständlich wäre eine ernsthafte Beziehung mit einem Nichtadeligen für sie niemals in Frage gekommen – nicht zuletzt, weil derartige Verbindungen verpönt und verboten waren – doch bedeutungslosen Verhältnissen war sie bekanntermaßen nicht abgeneigt.

Sie beobachtete den Tanz der von ihren Ohrringen reflektierten Flammen auf der Steinmauer. Ihr matt schimmerndes Haar hatte sie absichtlich so zurückgekämmt, dass ihre spitzen Ohren, die eine ganze Reihe kleiner Silberringe zierten, gut sichtbar waren. Obwohl es hier im Zentrum der Alvarūn dafür keinen Grund gab, solange Angehörige anderer Völker nicht zugegen waren – was ohnehin nur sehr selten der Fall war – unterstrich sie so ihre Zugehörigkeit zu ihrem Volk. Eine Angewohnheit aus längst vergangenen Zeiten, die einst hauptsäch-

lich dazu gedient hatte, Alvarūn von Elfen zu unterscheiden.

Es gab sehr viele und bedeutende Unterschiede zwischen Elfen und Alvarūn. Nur ihre äußere Erscheinung war beinahe ebenbildlich mit Ausnahme der Ohren. Beide Völker wiesen die charakteristische Spitze auf, nur war sie bei den Alvarūn deutlich nach hinten und bei den Elfen nach oben geneigt. Es war die einzige, sichere Möglichkeit, die beiden Rassen äußerlich voneinander zu unterscheiden.

Die meisten anderen Völker konnten nicht zwischen Elfen und Alvarūn trennen. Diejenigen, die auch die nicht äußerlichen Unterschiede kannten, sahen Elfen in den meisten Fällen als die höher gestellte Rasse an. Viele Alvarūn versuchten deshalb in anderen Welten als Elfen durchzugehen und hielten ihre Ohren entsprechend bedeckt.

Jorīna sah darin schon beinahe Verrat an ihrem Volk. Elfen und Alvarūn waren in so vielerlei Hinsicht verschieden, dass ein Vergleich einfach nur töricht war. Beide Völker hielten nichts von den Behauptungen so genannter Gelehrter, die die Ansicht vertraten, dass sie demselben Ursprung entstammten. Elfen und Alvarūn kamen nicht miteinander aus, was weniger an einer natürlichen Abneigung als vielmehr an dem beiderseitig gelebten Überlegenheitsgefühl gegenüber dem anderen Volk lag.

Der dunkelrote Saum ihres Kleides bauschte sich hinter ihr, als Jorīna das Schreibzimmer ihres Vaters betrat. Sie passierte die Wachen, die die Tür flankierten und schritt auf den großen Schreibtisch zu, hinter dem ihr Vater saß. Die Fenster waren weit geöffnet und ließen die lauwarme Luft und den Duft der in Blüte stehenden Gärten herein.

Sie hatte den Eindruck, dass seit ihrer letzten Audienz in seinem Schreibzimmer die Anzahl der Fackeln und Kerzen noch zugenommen hatte. Das Licht, das flackernde Schatten auf die

Mauern warf, tat in ihren jungen Augen schon beinahe weh. Doch bis sie vor dem ausladenden Holzschreibtisch stehen blieb, hatte sie sich auf das Licht eingestellt und empfand es nicht mehr als ganz so unangenehm.

Jorina nahm sich einige Augenblicke, um ihren Vater zu mustern.

Der alte Alvarūn war keine stolze Erscheinung mehr. Er lag mehr in seinem schweren, mit Leder bezogenen Sessel, als dass er saß. Sein weißes Haar reichte ihm im Sitzen bis zum Po und lag teilweise über die Sessellehne drapiert. Es hatte seinen natürlichen Schimmer bereits verloren und reflektierte kaum noch Licht. Die einst wunderschöne Masse seines Haares begann bereits durchsichtig zu werden, wie es bei sehr alten Alvarūn der Fall war.

Im krassen Gegensatz dazu standen seine blauen Augen. Sie blickten ihr noch immer klar und lebendig entgegen, auch wenn der natürliche Verfall seines Körpers schon deutlich zu sehen war. Dass sein Verstand offenbar noch nicht unter dem hohen Alter litt, war eine Tatsache, die Jorina nicht gefiel.

»Du hast mich rufen lassen, Vater?« Sie nahm keine besondere Haltung ein. In den letzten Jahren war ihr Respekt vor dem Regenten ihres Volkes und ihrem Vater beharrlich gesunken und er unternahm schon längere Zeit keine Versuche mehr, diesen fehlenden Respekt einzufordern.

Ihr Vater winkte den Wachen mit einer Anmut, die mit seiner gebrechlichen Gestalt nicht im Einklang stand. Er machte äußerlich einen alten und kranken Eindruck, aber sein Geist arbeitete uneingeschränkt und er hatte noch immer mehr Bewegungsspielraum als andere Männer seines Alters.

Die Gardisten kamen dem unausgesprochenen Befehl nach. Sie verließen das Schreibzimmer und schlossen die beiden schweren Türflügel hinter sich.

Obwohl der Sommer noch andauerte, brannte ein Feuer im Kamin und es war unangenehm warm. Das Licht der Fackeln und Kerzen furchte die Schatten im Gesicht des Königs tiefer, als Jorīna sie jemals zuvor wahrgenommen hatte. Alvarūn wurden sehr alt und in gewisser Weise trugen sie einen Hauch von Unsterblichkeit in sich. Trotzdem war ihre Lebenskraft nicht unendlich, die Lebenserwartung lag bei etwa achthundert Jahren. Spätestens in den letzten fünfzig Jahren ihres Lebens wurden auch sie mit allen sichtbaren und unsichtbaren Begleiterscheinungen des Alters geschlagen.

Rechts vom Schreibtisch, in einer ausladenden Turmnische, war eine gemütliche Sitzecke eingerichtet. In den Halbschatten zwischen dem Tisch und den mit dunkelgrünem Stoff bezogenen Sesseln stand regungslos Koronir. Er war noch jung und seit Jahrzehnten der persönliche und treue Diener des Königs. Er war der einzige, dessen Anwesenheit ihr Vater bei privaten Unterredungen duldete. Koronir verbeugte sich knapp, als Jorīna zu ihm herübersah und sich ihre Blicke für den Bruchteil einer Sekunde trafen.

»Jorīna, meine Tochter.« Dem König fiel es inzwischen schwer zu sprechen und seine Worte richtig zu betonen. Seine Lungen waren bereits angegriffen. Der Tod näherte sich stetig in kleinen Schritten. »Du weißt, dass ich heute Nachmittag den Schreiber habe rufen lassen. Ich habe die Verfügungen für den Fall meines Todes festgelegt.«

Jorīna konnte nicht verhindern, dass sich ihr gesamter Körper sofort versteifte. Sie war sich nicht sicher, ob ihr Vater ihre Reaktion wahrnahm und wie er sie deutete. Seit mehreren Jahren hatte sie auf diesen Moment gewartet und insgeheim auch gefürchtet. Würden sich ihre Wünsche bald erfüllen? Oder würden all ihre Befürchtungen Gestalt annehmen?

»Fühlst du dich schon so schwach?« Sie heuchelte Mitgefühl und Sorge. Jeder konnte leicht sehen, dass es mit ihrem Vater langsam zu Ende ging. Was sie betraf, so konnte sein Tod nicht früh genug kommen. Endlich würde sie die lang ersehnte Macht in Händen halten ...

Falls er sich nicht anders entschieden hatte.

»Sprechen wir nicht davon. Wir wissen beide, wie es um meine Gesundheit steht.« Der König machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich habe lange darüber nachgedacht, wie es nach meinem Tod weiter gehen soll. Gewisse Entscheidungen sind nicht einfach zu fällen, denn sie können niemals mehr rückgängig gemacht werden. Du weißt, wie sehr mir das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt.«

Jorina nickte, ohne die Verachtung zu zeigen, die sie für die genannte Eigenschaft ihres Vaters hegte. Ihm ging es immer nur um das Wohl des Volks, ob es nun der Adel oder der einfache Pöbel war. Selbst die eingewanderten Angehörigen fremder Rassen – auch wenn er selbst innerlich auf viele von ihnen herabschauen musste – zählte er zu seinem Volk und ließ ihnen jede mögliche Unterstützung zukommen.

Sicherlich war es wichtig, dass das Volk halbwegs zufrieden war, jedenfalls die Schichten, von deren Einfluss und Mittel die eigene Herrschaft bedingt abhing. Aber sie verstand noch immer nicht, warum ihr Vater so vieles auf sich genommen und so viel anderes hingenommen hatte, nur damit sein Volk glücklich und zufrieden war.

Als sie noch ein Kind gewesen war, hatte er mehr als einmal versucht, es ihr zu erklären. Seiner Ansicht nach konnte er selbst nur glücklich und zufrieden existieren, wenn es jedem Lebewesen in seinem Reich ohne besondere und unzumutbare Einschränkungen gut ging.

Jorina teilte diese Ansicht nicht, aber genau das musste sie ihrem Vater vermitteln. Sie war aufgrund der Erbfolge zwar Thronerbin, aber sie traute ihrem Vater einige törichte Entscheidungen zu, wenn er zu der Überzeugung gelangte, dass sie keine würdige Nachfolgerin war. Sie hatte in den letzten Jahren die meisten ihrer wahren Gedanken für sich behalten und ihrem Vater das Gesicht gezeigt, das er sehen wollte. »Ich werde alle Aufgaben, die Ihr mir stellt, jeden Wunsch, den Ihr mir nennt, so treu und korrekt ausführen, wie es mir möglich ist.« Sie verneigte sich leicht, als sie diesen schon so oft gesprochenen Eid wiederholte.

Ihr Vater beobachtete sie genau, studierte jeden Zug ihres Gesichts und sah ihr einige Zeit lang in die Augen. Er schien durch sie hindurchzusehen, als wären ihre Augen offene Türen für ihn. Sie schrak innerlich zusammen, als sich sein Blick überraschend verhärtete und auf seinem Gesicht ein Ausdruck grimmiger Entschlossenheit erschien. »Genau daran habe ich Zweifel, Jorina.«

Stumm blickte sie ihren Vater einen Moment lang an. Obwohl sie tief in ihrem Innern diese Begegnung und den sich jetzt abzeichnenden Verlauf erahnt und gefürchtet hatte, war ihre Überraschung nicht gespielt. Auch wenn sie nicht über seine Worte an sich überrascht war, sondern darüber, dass ihr Schauspiel nichts gebracht und er ihre Fassade durchschaut hatte. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es sagte, Jorina. Ich habe dich lange beobachtet, jeden deiner Schritte und Wege verfolgt. Du bist meine Erbin, meine älteste Tochter. Wenn ich sterbe, fällt dir alle Verantwortung zu. Die Macht, über unser Reich und unser Volk zu herrschen. Bei meinen Beobachtungen habe ich aber festgestellt, dass du nicht die Eigenschaften besitzt, die eine gute Königin auszeichnen.

Das hat sich schon sehr früh in deiner Entwicklung gezeigt. Ich dachte noch vor einiger Zeit, dass ich dich formen, auf dich einwirken und dich zu einer guten Königin heranziehen könnte. Doch all meine Bemühungen sind gescheitert. Ich konnte keine Veränderungen erzielen. Du bist ungeeignet, Königin unseres Volkes zu sein. Du wärst eine Herrscherin und eine Tyrannin, aber keine Königin. Es tut mir sehr leid und sehr weh, dass ich meine älteste Tochter nicht zu dem machen kann, was sie sein sollte. Aber meine Entscheidung steht fest und ich weiß, dass es das Beste ist, das ich für mein Volk tun kann. Ich werde dir den Thron nicht vermachen.«

Jorina starrte auf ihren Vater herab. Sie spürte, wie Wut ihre Kehle zuzuschnüren drohte und sie musste einige Kraft aufbringen, um ihre Reaktion nicht nach außen sichtbar werden zu lassen. Sie hatte immerhin schon lange gegewöhnt, dass ihr Vater ihr den Thron versagen könnte. Trotzdem war es etwas anderes, es aus seinem Mund zu hören.

»Und ... was hast du beschlossen?« Diese Frage war vollkommen überflüssig, trotzdem musste Jorina die Antwort von ihrem Vater ausgesprochen hören. Es gab nur eine andere Möglichkeit, es sei denn, der alte Narr hatte beschlossen, dem Volk das Reich zu überlassen und die Monarchie für beendet zu erklären.

»Maynara wird eine bessere und würdigere Regentin sein, als ich es selbst je war.« Der König musterte seine Tochter eindringlich. »Jorina ... ich hoffe, du wirst mir verzeihen. Eines Tages wirst du vielleicht verstehen, warum ich mich so entschieden habe. Außerdem liegt mir sehr viel daran, dass du deine Schwester unterstützen wirst, und dieses Versprechen werde ich als Eid von dir fordern. Aber noch nicht heute Nacht.«

Jorina atmete tief durch. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie diese Mitteilung so hart und tief treffen würde. Dennoch

schaffte sie es, einigermaßen ruhig zu bleiben. Die Gedanken an ihre Pläne, die sie für diesen Fall bereits vor längerer Zeit geschmiedet hatte, beruhigten sie.

Sie würde nichts verlieren und sie würde auch den Thron nicht an ihre Schwester abtreten. Doch es war noch zu früh, ihre Karten offen auf den Tisch zu legen. Für einige Momente musste sie ihre Rolle noch spielen. »Ich muss das erst einmal verkraften. Auch wenn ich deine Entscheidung verstehe und sie akzeptiere ... Es ist etwas anderes, damit zu rechnen, aber es zu erfahren ...«

Der König nickte. »Ich weiß, meine Tochter. Doch diese Wunden werden heilen und ich hoffe, dass du mir an meinem Grab verzeihen wirst.« Der alte Alvarūn erhob sich, wobei er sich auf der Tischplatte abstützen musste. Jeder Schritt schien eine schwere Belastung für ihn zu sein, während er zu der Sitzecke hinüber ging. »Lass uns gemeinsam etwas trinken und in Ruhe alles besprechen.«

Jorīnas Gesichtsausdruck erstarrte zu Eis, kaum dass ihr Vater sich von ihr abgewandt hatte. *Alter Narr!* Er war so dünn und zerbrechlich, so alt und krank! Sie bemitleidete ihn sogar etwas, doch im Tod würde er weniger leiden als jetzt zu Lebzeiten. Eigentlich beging sie einen Akt der Barmherzigkeit und keinen Mord.

Sie verspürte keinerlei Zweifel. Entschlossen nickte sie dem Diener ihres Vaters zu.

Koronir gab in keiner Weise zu erkennen, ob er ihr Zeichen gesehen hatte. Pflichtbewusst wie immer eilte er zu seinem König, stützte ihn bei den letzten Metern und half ihm, sich zu setzen.

Jorīna schenkte ihm ein schon beinahe frohes Lächeln, das aber sofort verblasste, als sie sich ihrem Vater gegenüber niederließ. Sie strich sanft über den seidigen, dunkelgrünen Stoff des Sessels, während sie dabei zusah, wie Koronir die Gewänder

ihres Vaters zurecht zupfte und sein Haar sanft glattstrich, nachdem er es über die Lehne der Ottomane geglegt hatte.

»Schenk uns Wein ein, Koronir.« Ihr Vater gebrauchte gegenüber seinen Bediensteten nur selten einen Befehlstön. Er richtete in den meisten Fällen Bitten an seine Diener. In Jorinas Augen ein weiterer Fehler, ein Zeichen von Schwäche.

Koronir trat an einen aus Metall gefertigten Tisch, auf dem eine ganze Reihe Flaschen verschiedener Größe und Beschaffenheit stand. Ihr Vater bevorzugte einen roten, aus Trauben gekelterten Wein, den ein Händler aus einer der weiter entfernt liegenden Kolonien einfuhrte.

Abgesehen von den Gebirgsketten im Norden und dem Gebirge, das die Bucht von Iriel umgab, war Azariel ein flaches, hauptsächlich mit Wiesen und Wäldern bewachsenes Land. Es gab in den südlichen Gebieten sanfte Hügel, aber keine nennenswerten Erhebungen oder Berge, die zum Anbau von Reben geeignet gewesen wären. Der gemeine Wein, der in Azariel hergestellt wurde, wurde aus verschiedenen Beerensorten gekeltert und kam bei noch so guter Qualität nicht an den aus Trauben hergestellten Wein heran. Es war eine der wenigen, teuren Annehmlichkeiten, die sich ihr Vater gönnte.

Koronir kehrte mit der nur noch halbvollen Weinflasche und zwei kristallinen Kelchen an den Tisch zurück. Er schenkte Vater und Tochter von der dunkelroten Flüssigkeit ein. Als er Jorina den Kelch mit dem Wein reichte, genügte sein Blick, um ihr mitzuteilen, dass er sich an ihre Anweisungen gehalten hatte. Sie antwortete ihm mit einem knappen Nicken. Er zog sich wieder in die Schatten zurück, als der König ihm mit einem Wink die Erlaubnis dazu gab.

Nachdenklich drehte Jorina ihren Kelch in den Händen, während ihr Vater hörbar den Duft des Weines einatmete. »Ein

wunderbares Getränk. Wenn die Händler nur nicht so viel dafür verlangen würden!« Er bemerkte keinerlei Unterschied. Entweder hatte Koronir das Silber, das sie ihm für Besorgungen gegeben hatte, gut angelegt oder der bei den Alvarün sonst sehr gut ausgeprägte Geruchssinn hatte bereits unter seinem Alter gelitten.

Genüsslich nahm der König einen großzügigen Schluck und sah dann wieder Jorīna an. »Ich bin sehr froh, dass du meine Entscheidung akzeptierst«, wiederholte er.

Jorīnas Lippen formten ein diabolisches Lächeln. Es entging ihrem Vater nicht und befriedigt nahm sie sein kurzes Zusammenzucken zur Kenntnis. »Eigentlich akzeptiere ich sie nur, weil ich weiß, dass sie nicht von Bestand sein wird. Gerade in diesem Moment habe ich die von dir vorgesehene Zukunft umgeschrieben.«

Der König blickte seine Tochter verständnislos an. »Wie ...?« Er schieg und blickte auf die rote Flüssigkeit, die er soeben zu sich genommen hatte und auf den unberührten Kelch in Jorīnas Händen. Als der alte Alvarün in seinen Körper hinein hörte, schloss sich eine eisige Faust um sein Herz. Gift!

Er spürte bereits die Veränderungen. Ein seltsames Unwohlsein, das sich immer schneller durch seine Eingeweide und in seine Knochen fraß. Er starrte seine Tochter ungläubig an. Sie hatte ihn verraten und ermorden lassen! Sein eigenes Fleisch und Blut! Er wollte sie fragen, warum sie das getan hatte, wieso es so weit hatte kommen müssen. Doch als er sprechen wollte, bemerkte er, dass seine Zunge taub und lahm war. Er war unfähig, auch nur ein Wort zu sagen.

Schweißperlen liefen seine Stirn hinab, als er sich schwerfällig und unter größten Anstrengungen zu Koronir umdrehte. Sein Leibdiener, dem er so viel Vertrauen geschenkt hatte, stand reglos im Halbdunkel und sah ihn direkt an. In seinem Blick lag nur

Entschlossenheit, keinerlei Mitgefühl oder Überraschung. Von ihm konnte er keine Hilfe erwarten und er würde weder nach den Wachen noch nach einem Heiler rufen.

Nur wenige Augenblicke später brach der alte Alvarūn tot zusammen. Der Kristallkelch rutschte ihm aus der Hand und zerschellte auf dem Steinfußboden. Sein Körper fiel langsam zur Seite und kam auf den Polstern der Ottomane zum Liegen.

Jorīna erhob sich langsam und sah auf ihren Vater herab, nachdem sie das noch volle Weinglas abgestellt hatte. Seltsamerweise verspürte sie nichts weiter als grimmige Genugtuung, keinerlei Trauer oder Reue. Er war zwar ihr Vater gewesen, doch sie hatte sich bereits vor langer Zeit geschworen, dass sie ihre Pläne von nichts und niemandem vereiteln lassen würde. Sie musterte Koronir und war erleichtert und auch zufrieden, dass sie in seinem Gesicht und seinen Augen keinerlei Zweifel entdecken konnte.

»Wo hast du die Phiolen?«, fragte sie ihn, woraufhin er aus einer in seinem Gewand eingenähten Tasche ein kleines, aus Tuch gefaltetes Päckchen zog. Darauf bedacht, den Inhalt nicht zu berühren, wickelte er es auf. Es enthielt eine kleine, mit einem Korken verschlossene Phiolen, in der sich nur noch wenige Tropfen einer durchsichtigen Flüssigkeit befanden.

Es gab nur wenig, was einen Alvarūn vor dem natürlichen Ablauf seiner Lebensspanne – abgesehen von Krankheiten und Gewalt – umbringen konnte. Einige ausgewählte Gifte gehörten dazu und nur eines davon war durchsichtig und farblos. Koronir hatte mit Kriag, dem Gift der Siduro-Raupen, eine sehr gute Wahl getroffen.

»Du hast alles vorbereitet?«

Koronir nickte. »Ich habe dafür Sorge getragen, dass die entsprechenden Spuren vorhanden sind.«

Jorīna war zufrieden. »Kümmere dich darum, dass die Phiole an den für sie bestimmten Platz kommt. Alles andere verläuft nach Plan.« Sie musste lächeln, als ihr bewusst wurde, wie gut die Handlungen ihres Vaters vor auszusehen gewesen waren. Alle Details konnten bestehen bleiben.

Koronir wickelte die Phiole wieder ein und ließ sie in der Tasche seines Gewandes verschwinden.

Jorīna kniete neben dem verstorbenen König nieder. Sie war froh, dass selbst in dieser Situation niemand Tränen oder tiefe Trauer von ihr erwarten würde, da sie derartige Gefühle niemals offen zeigte. Es wäre ihr auch äußerst schmerzlich, solche Gefühlsregungen in diesem Moment des ersten Triumphs zur Schau zu stellen.

Koronir ging in gemäßigtem Schritt zu der großen Tür des Schreibzimmers und atmete noch einmal tief durch, bevor er mit beiden Händen die Türen aufstieß. Vollkommen verzweifelt und mit schriller Stimme schrie er nach einem Heiler und jagte den beiden Wachen vor der Tür mehr als nur einen Schrecken ein.